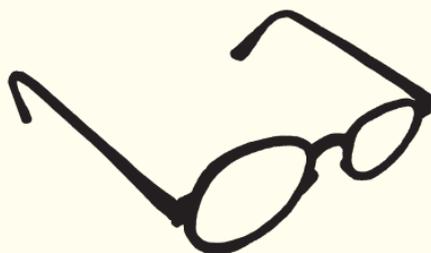


Noch lange nicht Methusalem!

*Warum es sich lohnt,
ständig zu lernen*



Lothar Abicht



Lothar Abicht

Noch lange nicht Methusalem

**Noch lange
nicht
Methusalem!**

*Warum es sich lohnt,
ständig zu lernen*

Inhalt

Die Angst vor dem demografischen Wandel – Ein Plädoyer für einen anderen Blick auf die Zahlen

Demografischer Wandel oder demografische Katastrophe?	10
Reale Bedrohungen und Panikmache	10
Merkmale der Katastrophenängste.	12
Was verbirgt sich hinter dem demografischen Wandel?	15
Die demografische Entwicklung in Deutschland	16
Regionen als Gewinner und Verlierer	19
Einbruch der Geburtenentwicklung.	20
Zunahme der durchschnittlichen Lebenserwartung.	23
Wahrscheinliche Folgen des demografischen Wandels	25
Viel Raum für Spekulationen	27
Strategien zum Umgang mit dem demografischen Wandel	31
Die Strategiedebatte fällt schwer	31
Warum fehlen die Kinder?	34
Die Entscheidung für Kinder erleichtern	35
Ausschöpfung der Potenziale an gesellschaftlichem Arbeitsvermögen	37
Bildung als Königsweg	38
Verlängerung der Lebensarbeitszeit durch Erhöhung des Renteneintrittsalters	42
Was heute beschlossen wird, wirkt erst in Jahrzehnten	44

Der Mensch im Mittelpunkt der Arbeitswelt – Ein Plädoyer für einen nachhaltigen Umgang mit der Ressource Arbeitskraft

Die neue Nachhaltigkeit: Entwicklung der Humanressourcen . . .	48
Natürliche Ressourcen und Humanressourcen.	48
Was ist Nachhaltigkeit?	52
Nachhaltige Entwicklung von Humanressourcen als Mittel und Ziel	55
Wege zur nachhaltigen Entwicklung der Human- ressourcen	57
Warum unterziehen sich Erwachsene den Mühen der Weiterbildung?	61
Wer beteiligt sich an der Weiterbildung?	62
Wer leistet Beiträge zur nachhaltigen Entwicklung von Humanressourcen?	64
Was können Ältere leisten und was unterscheidet sie von den Jungen?	68
Die Leistungsfähigkeit Älterer im Spiegel der öffentlichen Meinung	68
Schlussfolgerungen aus der eigenen Biografie	72
Das Defizitmodell – Bestätigung für weitverbreitete Vorurteile	74
Ergebnisse wissenschaftlicher Studien zur Leistungs- fähigkeit Älterer	80
Das Kompetenzmodell	84
Warum Weiterbildung mehr ist als Erwerb von Wissen und Können	85
Eine Arbeitswelt mit Chancen für die Älteren	88
Was Ältere können und was sie wollen	88
Die Zeitbeschleunigung	90
(Früh-)Pensionierung kontra Verbleib im Arbeitsleben	93
Eine längere Lebensarbeitszeit erfordert auch Verände- rungen der Arbeitswelt	95
Das Ende der Beschleunigungsspirale	99

Lernen an beiden Enden des Tisches – Ein Plädoyer für eine neue Lernkultur

Lernvermögen und Lernbereitschaft Älterer	106
Die Sache mit dem Lernen	106
Was gehört alles zum Lernen?	108
Vorurteile und Fakten zum Lernen Älterer	110
Was die Hirnforschung uns lehrt	114
Wie lernen Ältere?	120
Lebenslanges Lernen – Lust oder Last?	126

Wie das (neue) Lernen in der Weiterbildung gelingen kann . . .	128
Befohlenes Lernen funktioniert in der Weiterbildung fast nie. .	128
Effektives Lernen erfordert eigene Lernziele	129
Rebellion gegen unzureichende Lernkonzepte und fehlende Lernmotive	131
Modellprojekte zeigen den Weg	133
Antwort auf Anforderungen von Unternehmen und Chance für Erwerbslose	135
Grundstruktur des Projektes „Arbeitsplatzreife“.	137
Prinzipien bei der Umsetzung des Projektes „Arbeitsplatzreife“	140
Wie weit entspricht das Beispiel dem Lernverhalten Älterer? .	144

Die Weiterbildung den Anforderungen Älterer anpassen	148
Ist das Projekt „Arbeitsplatzreife“ ein Einzelfall?	148
Traditionelle und neue Lernkultur	150
Bestandteile der neuen Lernkultur	151
Die neue Lernkultur hat viele Protagonisten.	154
Veränderungen der Arbeitswelt erfordern Veränderungen im Lernen	156
Die Arbeitswelt wird komplexer	157
Grenzen der Planbarkeit – das Unplanbare im Planbaren. . . .	159
Probleme zu lösen, erfordert Qualifikationen und Kompetenzen	161
Der Bedarf an Bildung wird immer kleinteiliger und individueller	163
Die neue Lernkultur als integrierter Lösungsansatz.	165

Anmerkungen	167
------------------------------	-----

Die Angst vor dem demografischen Wandel

*Ein Plädoyer für einen
anderen Blick auf die Zahlen*

Demografischer Wandel oder demografische Katastrophe?

Reale Bedrohungen und Panikmache

Deutschland ist trotz mancher Panikmache noch immer ein prosperierendes Land. Ein Land, das sich aus den Trümmern des Zweiten Weltkrieges bis in die erste Liga der Industrienationen emporgearbeitet hat. Die Nachkriegsgeschichte Deutschlands ist geprägt durch dynamisches Wachstum und die schrittweise Verbesserung der Lebensbedingungen für die Mehrzahl der Menschen.

Die jüngste, äußerlich so friedliche Vergangenheit unseres Landes ist aber in der Erinnerung vieler Bürger, und noch mehr in der Darstellung mancher Medien, eine Aneinanderreihung von Katastrophen. Was hat uns nicht alles das Leben verleidet! Da war die Energiekrise in den 1970er Jahren, als westdeutsche Autobahnen für Familienspaziergänge und Radausflüge genutzt wurden. Im Osten Deutschlands führte dieselbe Krise einige Jahre später zum Einsatz von Braunkohle als Universalbrennstoff. Ganze Städte verschwanden im Winter unter einer giftigen Dunsthaube. Bedrohlicher war die Katastrophe von Tschernobyl, als die Kernkraft ihre ganze Gefährlichkeit zeigte, in der Sowjetunion Tausende Menschen starben und sich eine Wolke radioaktiven Staubs über Europa ausbreitete. Eine Lageanalyse jagte die nächste – im Westen öffentlich, im Osten geheim. Angesichts der Jahrzehnte währenden Halbwertszeit mancher radioaktiver Isotope hatte man die Befürchtung, die Kinder könnten nie mehr im Sandkasten spielen oder im Wald umherlaufen. Ein weiteres bedrohliches Phänomen war – wenn auch in Ost und West unterschiedlich wahrgenommen – das Waldsterben. Deutsche Wälder würden binnen Jahrzehnten verschwunden sein. Und als Erstes würde es die deutsche Eiche treffen, das Symbol urdeutscher

Kraft und Stärke! Die anderen Bäume würden folgen. Im Grenzgebiet zu Tschechien konnte man die Apokalypse auf den Höhen des Erzgebirges schon live beobachten: Die Schwefeldioxidwolken aus den Braunkohlekraftwerken verwandelten die Region in einen Gespensterwald. Die größte Bedrohung für das Überleben der Menschheit verbarg sich in jenen Jahren jedoch unter der Erde. In Hunderten von Betonsilos und auf unzähligen mobilen Abschussrampen hatten die Atommächte ein Potenzial an Vernichtungskraft aufgebaut, mit dem sie sich mehrfach gegenseitig auslöschen konnten. Der atomare Winter als Folge eines Kernwaffenkrieges schien bevorzustehen. Tatsächlich stand die Welt mehrfach am Rande des atomaren Abgrundes. Mal durch das Pokerspiel machthungriger Politiker während der Kubakrise, mal gaukelten Radarechos der amerikanischen Abwehr den Angriff sowjetischer Luftwaffenverbände auf die USA vor.

All diese Bedrohungen haben die Deutschen in einem zerteilten Land zwar unterschiedlich erlebt, aber dennoch ähnlich interpretiert. Irrationale Ängste gesellten sich zu der verständlichen Wut über die unglaubliche Bedenkenlosigkeit und Ignoranz, mit der grundlegende Lebensinteressen missachtet wurden. Doch es gab auch positive Überraschungen. Und so sollte man meinen, aus der deutsch-deutschen Wiedervereinigung und dem Ende der Gefahr eines alles zerstörenden Atomkrieges wäre ein neues Selbstbewusstsein entstanden, das den Umgang mit Krisen und Bedrohungen auf eine rationale Ebene hebt. Doch weit gefehlt. Kaum etwas einigt die Deutschen so sehr wie die Angst vor aktuellen Katastrophen und künftigen Bedrohungen. Ob Ebola-Fieber, BSE-Krise, Salmonellen oder Vogelgrippe – man hört allenthalben dieselben Kassandrarufo. Alle diese Ängste verblassen jedoch angesichts der Angst vor radikalen Terroristen, die Anschläge wie in New York, London oder Madrid planen könnten. Auch der nicht mehr aufzuhaltende Klimawandel mit seinen Auswirkungen auf die Entstehung von Extremwetterlagen, der Versteppung ganzer Landschaften oder seinen desaströsen Folgen für die Wirtschaft lässt uns zu Recht nicht unberührt. Gleiches gilt für die Situation des Arbeitsmarktes, dessen Krise auch den Mittelstand erreicht hat. Diese konkreten Bedrohungen gehen ein in diffuse Generalängste wie die Existenzangst, die Angst vor dem Altern, die Angst vor der Rentenlücke oder einfach die Angst vor Armut, Krankheit und Tod.

In die Folge von Katastrophenszenarien reiht sich die beunruhigende Botschaft von der bevorstehenden demografischen Krise ein. Im Kern besagt sie, dass wir auf dem Weg in eine alternde und vergreisende Gesellschaft sind. Die Botschaft ist einfach: Weil immer weniger Junge immer mehr Alte ernähren, müssten unsere Sozialsysteme kollabieren und unsere Innovationskraft versiegen. An die Stelle einer Gruppe fröhlicher Pensionäre tritt eine alles überflutende Heerschar von grauen, gesichtslosen Kostgängern der Gesellschaft. Diese vermeintlichen Kostgänger sind wir, die jetzt Vierzig- oder Fünfzigjährigen. Wir sind nicht nur Betroffene, wir sind gleichsam Ursache der Krise. So wie bei der Erschöpfung der fossilen Energieträger wird die Entwicklung nicht selten als unabänderlich dargestellt. Es gibt keinen Ausweg – die Krise kommt unaufhaltsam oder sie ist schon da.

Merkmale der Katastrophenängste

Im Ausland hat man für diese diffuse Gemengelage aus realen Bedrohungen und übersteigerten Befürchtungen gegenüber neuen Technologien und Entwicklungen sogar schon einen Begriff gefunden: „German Angst“. Ihre Folgen, aber möglicherweise auch ihre Ursachen, spiegeln sich wider in Hunderten mehr oder weniger seriösen Umfragen zum Lebensgefühl der Deutschen, von denen hier nur eine genannt werden soll. Im Auftrag der Zeitschrift NEON wurde im Jahr 2005 unter 2000 jungen Menschen zwischen 18 und 30 Jahren eine Umfrage durchgeführt. Deren Ergebnisse fassen die Autoren wie folgt zusammen: „Die Lage ist hoffnungslos, aber nicht ernst. Zumindest für mich. So denken viele.“ Ob diese Umfragen wirklich die Stimmung im Lande widerspiegeln oder eher sich selbst erfüllenden Prognosen ähneln, sei an dieser Stelle dahingestellt. Sie beeinflussen aber auf jeden Fall das Meinungsbild und die Innen- und Außenwahrnehmung eines ganzen Volkes.

Fast alle der oben genannten Katastrophenszenarien haben eine Reihe übereinstimmender Merkmale. Erstens basieren sie alle auf realen Bedrohungen. Der atomare Overkill hätte jeden Tag eintreten können, und auch heute sind wir vor ihm nicht sicher. Die Vogelgrippe kann auf den Menschen überspringen und zu einer Pandemie werden. Und selbst die BSE-Krise, deren

Gefahrenpotenzial heute ganz anders eingeschätzt wird als auf dem Höhepunkt der Hysterie vor einigen Jahren, hat durchaus einen realen Kern.

Damit sind wir schon beim zweiten Merkmal. Die Gefahr ist real, aber ob das Befürchtete eintritt und in welchem Maße, ist offen. Es sind gewissermaßen Zukunftsgefahren, vor denen wir uns ängstigen. Die Gegenwart wird meist erst ansatzweise berührt. Dabei gibt es freilich Unterschiede. Bei manchen Gefahren ist es (glücklicherweise) unwahrscheinlich, dass sie uns überhaupt erreichen. Das betrifft z. B. den atomaren Overkill oder die massenhafte Ausbreitung von BSE. Bei anderen ist die Wahrscheinlichkeit des Eintreffens hoch, aber wir wissen nicht, welche Auswirkungen langfristig wirklich damit verbunden sind. Scheinbar unabhängige Ereignisse können sich überlagern und dabei gegenseitig verstärken oder abschwächen. Zusammenhänge zwischen Klimawandel und demografischer Entwicklung sind ein Beispiel dafür. Demografen kommen bei der Betrachtung der Entwicklung in bestimmten Regionen Ostdeutschlands zu einem eindeutigen Urteil. Fehlende Arbeitsplätze haben zu einer beispiellosen Abwanderungswelle junger Menschen, insbesondere junger Frauen geführt. Gleichzeitig gingen die Geburtenraten in den Keller. Die Vergreisung der Regionen ist verbunden mit einem dramatischen Bevölkerungsrückgang, dessen Geschwindigkeit stetig zunimmt. Die Prognosen für diese Regionen sind mehr als düster. Wüstungen des 21. Jahrhunderts, in denen jede Investition im Sand versickert, zeichnen sich ab. Diese Prognosen verstärken den Trend, dass viele junge Leute abwandern, weil die Gegenden als perspektivlos gelten. Hoffnung auf ein Ende dieses Prozesses gibt es eigentlich keine.

Andere Ergebnisse liefern, wie Cordula Tutt und Gert Wagner im Juli 2006 in der ZEIT schreiben, Klimaforscher des Max-Planck-Instituts für Meteorologie. Sie haben Deutschland in zehn mal zehn Kilometer kleine „Vorhersagegebiete“ gerastert und prognostizieren, dass gerade die demografischen Krisenregionen des Ostens in wenigen Jahrzehnten in gewisser Weise vom Wetter gesegnet sein könnten. Die Computer sagen für einen Großteil des Ostens nicht nur Trockenheit im Sommer, sondern auch mediterrane Sommer voraus, was manchen Menschen durchaus verlockend erscheint. Dagegen stünden prosperierenden Regionen etwa um Freiburg oder den Bodensee Stür-

me, Hitze und Trockenheit bevor. Doch auch die Klimaforscher aus Potsdam können nicht sicher sein. Ein Klimamodell der Universität Graz, so Tutt und Wagner, kommt zu dem Schluss, dass es in deutschen Sommern künftig nicht weniger, sondern mehr regnet. Vorhersagen suggerieren uns eine Sicherheit, die es nicht gibt. Da wir aber gern an sie glauben, setzen wir oft auf Vorkehrungen, die zu unflexibel sind. Oder wir unterschätzen unsere Möglichkeiten, entweder das Basisereignis selbst oder zumindest seine Auswirkungen aktiv zu beeinflussen.

Kommen wir zum dritten Merkmal der Katastrophenszenarien: Wir sind ihnen als Gesellschaft nicht hilflos ausgeliefert. Zwar hat der Einzelne oftmals wenige Möglichkeiten zu reagieren. Die Gesellschaft kann es aber doch. Eine Grippe-Pandemie lässt sich durch konsequente Isolation der Betroffenen und noch besser durch die Entwicklung eines Impfstoffes einschränken. Die Geschwindigkeit des Waldsterbens wurde durch Senkung des Schwefeldioxidgehalts in den Abgasen der Kraftwerke gebremst. Auf die irgendwann mit Sicherheit bevorstehende Erschöpfung fossiler Energiequellen kann man mit Energieeinsparung und Nutzung alternativer Energieträger reagieren. Der Klimawandel ließe sich durch konsequente Reduzierung des Ausstoßes von Treibhausgasen zumindest begrenzen. Das ist kein tumber Zukunftsglauben der Sechzigerjahre des 20. Jahrhunderts. Zwar entfalten die komplexen Systeme aus Natur und Gesellschaft oftmals ein Eigenleben, dem man scheinbar hilflos ausgeliefert ist. Gleichzeitig bieten sie aber eine Vielzahl von „Stellschrauben“, an denen man ansetzen kann. Katastrophenszenarien mögen ihr Eigenleben entfalten. Unaufhaltsam sind sie nur in seltenen Fällen. So gelang es unseren Vorfahren schon vor mehr als 200 Jahren, die damals für die Eisenmetallurgie scheinbar unverzichtbare Holzkohle durch Steinkohlenkoks zu ersetzen. Gerade rechtzeitig, um die völlige Entwaldung Mitteleuropas und den Zusammenbruch der industriellen Produktion zu verhindern. Im 19. Jahrhundert wurden katastrophale Hungersnöte der angewachsenen Bevölkerung durch chemischen Dünger und neue Anbaumethoden verhindert. Im 20. Jahrhundert wurden durch Impfstoffe und Antibiotika Krankheiten besiegt, die vorher ganze Landstriche entvölkert hatten.

Was verbirgt sich hinter dem demografischen Wandel?

In den folgenden Abschnitten werde ich bewusst nicht mehr von der demografischen Krise, sondern vom demografischen Wandel sprechen. Mein Anliegen ist es gerade, zu zeigen, wie wir als Einzelne und auch als Gesellschaft Strategien entwickeln können, um uns auf die Veränderungen unserer Bevölkerungsstruktur einzustellen. Gelingt das, wird aus der demografischen Krise eine gesellschaftliche und individuelle Herausforderung mit gewaltigen Dimensionen. Die demografische Entwicklung ist dann nicht mehr das Tor zum Weltuntergang, zu dem sie in der Geschichte schon mehrfach erklärt wurde. Anstelle von Alarmismus tritt Gestaltungswillen und auch ein gewisser Optimismus, dass die Probleme zu lösen sind. Ein Blick in die Geschichte lehrt, dass nicht erst in unseren Tagen die demografische Entwicklung Untergangsapologeten auf den Plan gerufen hat. Erwähnt sei z. B. Matthew Arnold¹, der bereits 1869 in seinem Werk „Culture and Anarchy“ die Feststellung auf die Tagesordnung folgender Generationen brachte: „It's the demography, stupid!“ Oder Malthus² mit der Theorie der Überbevölkerung, die als Basis für menschenverachtende ideologische Systeme gedient hat. Heute gehören Zukunftsszenarien einer überbevölkerten Erde mit zehn oder zwölf Milliarden Menschen ebenso in diese Reihe wie die Vorstellungen von einer vergreisenden Gesellschaft an der Schwelle zum Untergang.

Doch was sind nun jenseits aller Polemik die *tatsächlichen Merkmale der demografischen Entwicklung*? Beginnen wir auf der globalen Ebene. Hier zeichnen sich zwei (teilweise gegenläufige) Megatrends der Bevölkerungsentwicklung ab. Erstens beobachten wir eine rasant zunehmende Alterung und ein beschleunigtes Wachstum der Weltbevölkerung, getragen in erster Linie durch die Entwicklungs- und Schwellenländer. Zweitens eine regelrechte Überalterung bei gleichzeitiger Verringerung der einheimischen Bevölkerung in den osteuropäischen und in einem Teil der entwickelten Industriestaaten Europas und Asiens. Beide Megatrends haben vielfältige Konsequenzen für Politik und Wirtschaft. Zurzeit umfasst die Weltbevölkerung knapp 6,5 Milliarden Menschen. Wächst die Bevölkerung wie bisher um jährlich etwa 83 Millionen Menschen, könnte sie bis 2050 auf nahezu 10 Milliarden ansteigen. Deutlich überproportional wächst

weltweit der Anteil älterer Menschen ab 60 Jahre von derzeit 10 Prozent auf ungefähr 22 Prozent im Jahr 2050. Selbst junge Gesellschaften aus Asien erleben mittelfristig einen deutlichen Alterungsprozess. Ganz zu schweigen von den Industrieländern, von denen die meisten nicht nur einen Bevölkerungsrückgang, sondern einen dramatischen Anstieg des Anteils der Bevölkerung im Rentenalter erleben werden.

Die demografische Entwicklung in Deutschland

Wie sieht nun die Entwicklung in Deutschland aus? Sie ordnet sich in den zweiten Trend ein und ist dementsprechend durch Bevölkerungsrückgang und Überalterung geprägt. Ein Sonderfaktor ist die unterschiedliche Entwicklung in Ost und West. Zahlenmäßige Entwicklung und Überalterungsprozesse weisen auch 17 Jahre nach Herstellung der deutschen Einheit noch immer erhebliche Unterschiede auf. Das betrifft sowohl Umfang als auch Intensität des Wandels. Doch bevor ich auf die nüchternen Fakten eingehe, sei noch ein Wort zu den Quellen erlaubt. Viele seriöse Publikationen zur demografischen Entwicklung beziehen sich auf die 2003 vorgelegte 10. und die 2006 erschienene 11. koordinierte Bevölkerungsvorausberechnung des Statistischen Bundesamtes. Dessen Zahlen verwenden Wissenschaftler ebenso wie Journalisten, wenn sie den demografischen Wandel in Deutschland charakterisieren. Die Zahlen sind also alles andere als neu und überraschend. Sie sind, wie die Autoren schreiben, auch keine Prognosen, welche die Zukunft vorhersagen; Ziel sei es vielmehr, mit Fortschreibungsverfahren aufzuzeigen, wie die Entwicklung voraussichtlich verlaufen wird.

Die Berechnungen haben also Modellcharakter und weisen Grenzen in der Aussagefähigkeit auf. Eine Grenze ergibt sich aus der Abschätzung von bestimmten Einflussgrößen, die mit zunehmendem Abstand zum Basiszeitpunkt immer schwieriger wird. Für Bevölkerungsprognosen sind das insbesondere die Geburtenhäufigkeit (pro Frau), das durchschnittliche Lebensalter und die Auswirkungen von Zu- und Abwanderung. Letztere weist beispielsweise seit Erstellung des 10. Berichts im Jahr 2003 schon erhebliche Unterschiede zu den ursprünglichen

Annahmen auf. Die Wanderungsgewinne Deutschlands sind in den letzten Jahren deutlich geringer als damals angenommen. Im Jahr 2006 lag der Wanderungsgewinn nur noch bei 20.000 bis 30.000 Menschen. 2005 waren es noch etwa 79.000. Möglicherweise steigen sie in den nächsten Jahren wieder an. Mit Sicherheit kann das aber keiner sagen.

Eine zweite Grenze ergibt sich aus der Güte der Ausgangsdaten. Diese werden mit zunehmendem Abstand zu Volkszählungen immer ungenauer. Die letzten Volkszählungen haben im früheren Bundesgebiet 1987 und in der ehemaligen DDR 1981 stattgefunden.

Die Demografen versuchen diese Unsicherheiten zu berücksichtigen, indem sie verschiedene Varianten der Bevölkerungsentwicklung durchrechnen, die zu unterschiedlichen Zahlen führen. In der 11. Vorausberechnung werden zudem für jede Variante Unter- und Obergrenzen genannt. Meist wird in Publikationen nur ein mittleres Szenario aufgegriffen, was das Verständnis erleichtert, aber eigentlich eine unzulässige Einschränkung darstellt. Wenn also nachfolgend Zahlen zu einzelnen Bevölkerungsgruppen genannt werden, dann sind das in der Mitte liegende gerundete Werte wahrscheinlicher Varianten. Die Zukunft kann aber auch um einiges anders aussehen.

Die 10. und die 11. koordinierte Bevölkerungsvorausberechnung bauen auf früheren Arbeiten auf, welche die Grundprobleme der Bevölkerungsentwicklung schon erkennen ließen. Die Berichte kann jeder im Original im Internet nachlesen. Was sind die Kernaussagen? Ende 2005 hatte Deutschland 82,4 Millionen Einwohner. Bereits seit 2003 geht die Bevölkerung zurück und wird bis 2050 auf etwa 69 bis 74 Millionen absinken.³ Nach der 11. Vorausberechnung reduziert sich der Anteil der unter 20-Jährigen von 20 Prozent im Jahre 2005 auf etwas mehr als 15 Prozent im Jahr 2050. Im gleichen Zeitraum steigt der Anteil der über 65-Jährigen von über 19 Prozent auf 32 bis 33 Prozent. Besonders stark nimmt der Anteil derer zu, die 80 Jahre und älter sind. Ihr Anteil wird sich voraussichtlich bis zum Jahr 2050 fast verdreifachen. Sie könnten dann mehr als ein Zehntel der Bevölkerung stellen.

Die Verschiebung hin zu immer mehr Alten hat vor allem Folgen für das Verhältnis von Erwerbsfähigen zu Senioren im Pensionsalter. Dieses Verhältnis wird auch als *Altenquotient* be-

zeichnet. In der 11. koordinierten Bevölkerungsvorausberechnung wurde u. a. verglichen, welche Auswirkungen die realen Verrentungsgrenzen (diese liegen niedriger als die gesetzlichen) 60 und 65 Jahre gegenwärtig und in der Zukunft haben. Im ersten Fall standen im Jahr 2005 100 Erwerbspersonen etwa 45 Pensionsberechtigte gegenüber. Blicke das reale Renteneintrittsalter bei 60 Jahren, würde im Jahr 2050 das Verhältnis je nach Berechnungsvariante etwa 100 zu 85 bis 100 zu 90 betragen.

Diese schon fast Furcht einflößende Zahl (man denke nur an die Erwirtschaftung der Renten durch die Erwerbstätigen) lässt sich langfristig durch eine Erhöhung des realen Renteneintrittsalters auf 65 Jahre deutlich absenken. Erfolgt zukünftig die reale Verrentung im Durchschnitt mit 65 Jahren, was durch die Erhöhung der gesetzlichen Altersgrenze auf 67 Jahre und verschärfte Bedingungen für den Vorruhestand durchaus möglich erscheint, entfallen im Jahr 2050 auf 100 Erwerbstätige noch 60 bis 64 Pensionäre. Der Altenquotient ist eine zentrale Größe, wenn nicht sogar der zentrale Punkt der ganzen Debatte um die zukünftigen Auswirkungen der demografischen Entwicklung. Mit ihm verbinden sich zahlreiche Ängste. Die Älteren oder diejenigen, die in zehn, zwanzig oder dreißig Jahren Rentner werden, haben Angst, dass ihre Rente nicht zum Leben reicht, weil zu wenige Junge einzahlen. Und die Jungen haben Angst, dass ihr Einkommen von ausufernden Sozialbeiträgen aufgefrisst wird. Wirkt die bereits in Gesetzen gegossene Anhebung des Rentenalters, so bekommt die Diskussion eine neue Ausrichtung.

Die zentrale wirtschafts- und sozialpolitische Frage ist dann nicht mehr, ob wir zu viele Alte und zu wenige Junge haben werden. Sie lautet einerseits, ob gesamtgesellschaftlich genügend Arbeit für die im Durchschnitt älteren Erwerbstätigen vorhanden ist. Andererseits muss die Frage beantwortet werden, ob die Älteren in der Lage sind, diese Arbeit auch auszuführen bzw. ob sich die Arbeitsbedingungen so ändern lassen, dass sie den Möglichkeiten der Älteren entsprechen.